

Alltag in Gelsenkirchen während des Ersten Weltkriegs

Einleitung

„Nie hätte man geglaubt, dass Kartoffeln jemals knapp werden könnten.“¹ Im Rahmen einer Foto-Ausstellung verschiedener Epochen der Stadtgeschichte Gelsenkirchens im Foyer der hiesigen Sparkasse war mir dieser Satz aufgefallen und hatte mich zum Nachdenken ange-regt.

Wenige Wochen später erinnerte ich mich an diese Aussage. Im Vorlesungsverzeichnis der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster fand das Angebot „Forschendes Lernen – Erster Weltkrieg“ im Rahmen des Studiums im Alter sofort meine Aufmerksamkeit. „Die Hal-tung der Bevölkerung zum Ersten Weltkrieg in Westfalen 1914-1918“ lautet die konkrete Aufgabenstellung. Regional begrenzt sollen die Teilnehmer ein Thema, das in diesen Kontext passt, erforschen.

Nach längerer Beschäftigung mit dem Themenspektrum festigte sich bei mir der Gedanke, mich diesem Projekt anzuschließen. Es bietet sich mir dadurch die Gelegenheit, u.a. den Hintergründen über die o.g. Feststellung über die problematische Kartoffelversorgung nach-zugehen. Daraus hat sich meine persönliche Motivation entwickelt, mich mit dem Thema „Alltag in Gelsenkirchen im Ersten Weltkrieg“ auseinander zu setzen und es zu erforschen. Sehr hilfreich waren dabei Besuche im Bochumer Stadtarchiv und im Institut für Stadtge-schichte in Gelsenkirchen. Die jeweiligen Archivmitarbeiter waren sehr kooperativ und wa-ren wertvolle Informanten für relevante Literatur und mögliche andere interessante Quel-len. Insbesondere im Institut für Stadtgeschichte in Gelsenkirchen wurden mir umfassende Möglichkeiten zur Einsicht in Archivmaterial (z.B. Findungsbücher, lückenlose mikro-verfilmte Sammlung der Gelsenkirchener Zeitung) geboten. Ziel meiner Forschungsarbeit ist es, an individuellen Erlebnissen und Erfahrungen den Blick jenseits der weltpolitischen Ebe-ne auf den Alltag der Bevölkerung in meiner Heimatstadt Gelsenkirchen zu lenken, und an Hand von Geschichten, Erzählungen und Anekdoten zu schildern, wie die Menschen in Gel-senkirchen den Lebensalltag während der Kriegsjahre, ihre Hoffnungen und Enttäuschungen erlebt und bewältigt haben. Im Folgenden verstehe ich unter Gelsenkirchen das heutige

¹ Skalweit, August: Die Nahrungsmittelwirtschaft großer Städte im Kriege: Kommunale Ernährungspolitik, Berlin, S. 13.

Stadtgebiet, das erst nach dem Ersten Weltkrieg durch die Zusammenlegung mit den seinerzeit noch selbständigen Städten Buer und Horst den heutigen Umfang erreichte.

Meine Arbeit gliedert sich in drei Blöcke. Zunächst stelle ich in den Kapiteln „Die Entwicklung Gelsenkirchens bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs“ und „Es ist Krieg“ die Vorgeschichte Gelsenkirchens und die ersten Reaktionen der Bevölkerung auf den Kriegsbeginn dar. Im zweiten Block behandle ich in den Kapiteln „Hungerblockade und Heimatfront“, „Dramatische Verschlechterung der Lebensmittelversorgung“ und „Der Steckrübenwinter 1916/17“ die Entwicklung der Versorgungslage mit Lebensmitteln. Im dritten Block beschäftige ich mich in den Kapiteln „Stimmungsbilder“, „Der kleine Vaterlandsverteidiger“, „Die Rolle und Bedeutung der Frauenvereine“ und „Formen des sozialen Protestes“ damit, wie die Bevölkerung darauf reagiert hat.

Die Entwicklung Gelsenkirchens bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs

Die Grundlage der industriellen Entwicklung Gelsenkirchens war der Bergbau. Mit der Erschließung der reichlich vorhandenen Steinkohlenfelder begann der Aufstieg der Stadt zu einem Zentrum der Schwerindustrie (Eisen und Stahl). Die zahlreichen Zechengründungen und die dem Bergbau nachrückende Industrie führten zu einem schnellen Bevölkerungswachstum und beschleunigten die Entwicklung zu einer Großstadt.² Im Jahr des Zusammenschlusses zur Großstadt Gelsenkirchen betrug die Bevölkerungszahl im November 1903 bereits 138.048³ und erreichte im August 1914 einen vorläufigen Höchststand von 182.093 Personen.⁴

Seit 1903 hatte man in Gelsenkirchen damit begonnen, die Infrastruktur der zahlenmäßigen Größe der Stadt anzupassen und den überaus großen Nachholbedarf an Versorgungseinrichtungen und Gebäuden auszugleichen. Die Hochkonjunkturphase bis kurz vor Ausbruch des Krieges hatte Pläne für umfangreiche Verkehrsbaumaßnahmen, für den Bau eines neuen Rathauses, eines Neubaus für die Stadtbücherei, eines Fachschulkomplexes und für einen Theaterneubau entstehen lassen. Ein 1912 angelegter Fonds für den Theaterbau war mit Beginn des Haushaltsjahres 1914 bereits auf 1 190 250 Mark angewachsen. Insbesondere diese letzten Vorhaben sollten nun zügig realisiert werden, da die kulturellen Wünsche und

² Hoffmann, F.: Bergbau und Industrie Gelsenkirchens, in Wedelstaedt, Carl von u.a. (Hrsg.): Die Stadt Gelsenkirchen, Berlin 1927, S. 188-189.

³ Statistisches Amt der Stadt Gelsenkirchen (Hg): Statistisches Handbuch der Stadt Gelsenkirchen 1903-1927, Gelsenkirchen 1928, S. 16.

⁴ Statistisches Amt der Stadt Gelsenkirchen (Hg): Bericht über die Verwaltung der Stadt Gelsenkirchen in der Zeit vom 1. April 1903 bis 21. März 1920, Gelsenkirchen 1921, S. 11.

Bedürfnisse in Gelsenkirchen und den umliegenden Arbeiterstädten der Emscherzone viel zu lange vernachlässigt worden waren.⁵

Jahrzehntlang war die deutsche Bevölkerung im Kaiserreich mit nationalistischem Gedankengut gefüttert und in großdeutsch-imperialistischem Geist erzogen worden. Auch große Teile der arbeitenden Bevölkerung konnten sich diesem Einfluss nicht entziehen. So überraschte es nicht, dass der Beginn des Ersten Weltkriegs am 1.8.1914 nicht nur vom Bürgertum, sondern auch von großen Teilen der Arbeiterschaft begrüßt wurde, da sich die Sozialdemokraten und Gewerkschaften im Rahmen des sogenannten „Burgfriedens“ hinter die Regierung stellten.

Es ist Krieg

Die folgende Erzählung schildert, wie eine Familie in Hassel, dem nördlichsten Stadtteil Gelsenkirchens, den Beginn des Ersten Weltkriegs erlebt hat. Sehr anschaulich wird deutlich, dass die Angst der Bergarbeiter vor einem Krieg deutlich größer war als anderenorts und sich im Ruhrgebiet die Kriegsbegeisterung im Gegensatz zu anderen Regionen in Grenzen hielt.

„Meine Eltern stammen aus Königsberg in Ostpreußen. Nach dem Ende seines Wehrdienstes in Köln arbeitete mein Vater als Bergmann auf der Zeche Zollverein in Essen. Geheiratet haben die Eltern 1900, ein Jahr später wurde ich in Katernberg geboren. 1913 wechselte mein Vater nach Buer zur Schachanlage Bergmannsglück. Dort sollte es schönere Wohnungen geben und mehr verdient werden. Sobald eine Wohnung frei würde, sollen wir eine bekommen. Unsere Familie war inzwischen auf acht Personen angewachsen.

Zum 1.8.1914 konnten wir endlich in eine Koloniewohnung in Hassel, Gustavstrasse 4, einziehen. Unsere Freude kannte keine Grenze. Es war ein halbes Haus mit zwei Eingängen, Stall und Garten. Der Vater würde dort Kaninchen halten, den Garten bearbeiten, Mutter freute sich, endlich draußen die Wäsche trocknen zu können, ich träumte von Blumen. Die Brüder, fünf, sieben, neun und elf Jahre alt, rannten die Treppen hinauf und herunter, vorne heraus und hinten wieder hinein. Die Eltern ließen sie gewähren.

Ich wurde dann geschickt, Brot zu besorgen. Mit dem halbjährigen Kleinen im Sportwagen fuhr ich zur Polsumer Straße, wo sich die Geschäfte befanden. Irgendetwas musste passiert sein, denn überall standen Leute in Gruppen und redeten laut durcheinander. ‚Ja, es soll Krieg sein.‘ Ein Mann auf dem Fahrrad kam und rief laut: ‚Extrablatt, Extrablatt! Kriegserklä-

⁵ Hering, Hartmut/Klaus, Michael (Hg): Das ist unsere Geschichte. Gelsenkirchener Lesebuch, Oberhausen 3. Auflage 1987, S. 150.

rung! Die Blätter wurden ihm fast aus der Hand gerissen. Ich nahm auch eins, ob es fünf oder zehn Pfennig gekostet hat, weiß ich nicht mehr.

Die Leute redeten so laut, man konnte nur Fetzen verstehen. ‚Soll der Franzose nur kommen. Über den Rhein kommt er nicht. In ein paar Wochen ist alles vorbei.‘ Ein Mann mit Leiter und Eimer klebte ein großes Plakat an die Litfasssäule. Da stand es schwarz auf weiß: ‚Mobilmachung! Kriegserklärung!‘ Und es war zu lesen, wann und wo sich die Reservisten zu melden hätten. Ich las es aufmerksam durch, um zu Hause viel und richtig berichten zu können, denn Radio gab es damals ja noch nicht. Ich stellte fest, dass mein Vater am dritten Mobilmachungstag einrücken musste. Ich bekam einen Schreck. Mein Gott, es ist Krieg, werden sie uns totschießen?

Mit dem Kind im Wagen rannte ich, wie um mein Leben, nach Hause. Ganz außer Atem schrie ich schon draußen: ‚Papa, Papa, es ist Krieg, du musst in den Krieg, und wir sind allein!‘ ‚Ach, was du da gehört hast, stimmt doch nicht.‘ ‚Hier das Extrablatt habe ich gekauft.‘ ‚Wo wir schon so kein Geld haben‘, murmelte Vater in seinen Bart. Wir waren hier nämlich nur mit ein paar Möbeln angekommen, die wir schon hatten, wir besaßen ja kaum etwas. Früher konnte man keine Möbel mehr kaufen, wenn Kind auf Kind kam. Es gab ja nur einen Verdiener. Was man noch nicht hatte, das kriegte man auch nachher nicht mehr.

Vater sah in seinen Papieren nach, dort stand es tatsächlich: bei Mobilmachung am dritten Tag stellen. Das war ein Schock. Die Geschwister tobten nicht mehr, sie merkten wohl die Betroffenheit. Ich war damals gerade zwölfteinhalb, meine Geschwister noch jünger. In der Schule hatten wir in Geschichte auch schon Kriege durchgenommen, aber dieses hier war doch etwas anderes. Man hatte keine Ahnung, nur Angst. Vater meinte, dass es ja nur kurz dauern kann, gegen Deutschland kämen die anderen sowieso nicht an. Tags darauf ging er zur Zeche, um sich zu melden. Dort war schon alles geregelt, sie wußten schon eher Bescheid. Für die Familien würde gesorgt werden. Es gab einen Geldbetrag und Miete, Kohlen und Gas frei, bis der Krieg vorbei war. Meine Mutter kniete abends weinend am Bett und dankte Gott, daß wir wenigstens ein Dach über dem Kopf hatten. Am Einberufungstag begleiteten wir den Vater noch ein Stück. Scharen junger Männer zogen singend durch die Straßen. Bräute und Freundinnen nebenher, weinende Mütter, ernste Väter.“⁶

Allgemein wurde mit einem kurzen und siegreichen Feldzug gerechnet. Die Kinder konnten sich zunächst gar nichts unter dem Begriff Krieg vorstellen. Für sie fand der Krieg weit entfernt statt. Der Hurratriotismus, die wachsende allgemeine Kriegsbegeisterung unter den Erwachsenen übertrug sich aber unweigerlich auch rasch auf die Kinder, die den Kriegsbeginn mit Hallo aufnahmen, sich freuten und herum sprangen. Junge Männer meldeten sich in Scharen und in fast allen Familien gab es Kriegsfreiwillige. Doch als sie schließlich ausrück-

⁶ Martin, Ida: Es waren schlimme, schlimme Jahre, in: Hering, Hartmut: Geschichte, S. 151-152.

ten und ein letztes Mal an den Häusern ihrer Familien vorbeizogen, gab es viele Tränen. Die Kinder trugen zunehmend gerne Matrosenkleidung, spielten mit kleinen Kanonen und nahmen an Schulfeiern für heldenhafte Männer teil, die für Kaiser und Vaterland gefallen waren.

Hungerblockade und Heimatfront

Doch der Krieg verläuft anders als erwartet. Der trügerische Optimismus über die zu erwartende Kriegsdauer und ein geradezu blindes Vertrauen in die eigenen Wirtschaftsressourcen ließen vorbeugende wirtschaftliche Maßnahmen für eine längere Kriegsbewirtschaftung als völlig überflüssig erscheinen. Die Absperrung vom Weltmarkt infolge der britischen Seeblockade und der damit verbundene Verlust nahezu sämtlicher Importmöglichkeiten bedeuteten für das Reich einen Rückfall in staatliche Autarkie. Auf dem Gebiet der Ernährungswirtschaft war das Reich jedoch trotz erheblicher Steigerung des Produktionsniveaus bereits seit Mitte des vorigen Jahrhunderts weit von einer ernährungswirtschaftlichen Autarkie entfernt.

Mit dem Abklingen der ersten rauschhaften und euphorischen Kriegsbegeisterung, die durch die Idee eines Verteidigungskrieges bestimmt war, entstanden die bestimmenden Begriffe der Kriegsernährung: „Hungerblockade“ und „Heimatfront“. Der Begriff „Hungerblockade“ brandmarkte die Seeblockadepolitik der Alliierten als völkerrechtsverletzendes und unmenschliches Mittel der Kriegsführung.⁷ Der Begriff „Heimatfront“ kam erstmals während des Ersten Weltkriegs auf. Erstmals wurde auch die gesamte Zivilbevölkerung in das Kriegsgeschehen mit einbezogen und für die Zwecke des Krieges zu einem Konzept zusammengefasst, welches nicht nur die Bedeutung der heimischen Industrie und Wirtschaft unterstreicht, sondern die Heimat zugleich zu einem Kriegsschauplatz werden lässt, auf dem der Krieg auch verlorengehen kann.⁸ Der Begriff „Heimatfront“ stellte die Bedeutung der daheim gebliebenen Männer und Frauen, der Heim-Armee heraus, die sich durch Willenskraft und Selbstbeschränkung dem englischen Aushungerungsplan widersetzen sollte.⁹ Mindestens ebenso wichtig wie die Tapferkeit der Soldaten an der Front war neben der Leistungsfähigkeit der Wirtschaft vor allem auch die Leidensbereitschaft und der Durchhaltewille der Zivilbevölkerung.¹⁰

⁷ Roerkohl, Anne: Hungerblockade und Heimatfront. Die kommunale Lebensmittelversorgung in Westfalen während des Ersten Weltkriegs, Stuttgart 1991, S. 15.

⁸ Rawe, Kai: „...wir werden sie schon zur Arbeit bringen!“ Ausländerbeschäftigung und Zwangsarbeit im Ruhrkohlebergbau während des Ersten Weltkriegs, Essen 2005, S. 62.

⁹ Roerkohl, Anne: Heimatfront, S. 15.

¹⁰ Fleming, Jens/Saul, Klaus/Witt, Peter-Christian (Hrsg.): Lebenswelten im Ausnahmezustand. Die Deutschen, der Alltag und der Krieg, 1914-1918, Frankfurt am Main 2011, S. 11.

Dramatische Verschlechterung der Lebensmittelversorgung

Für die Versorgungsverhältnisse nach Kriegsbeginn zeigten die Versäumnisse und Fehleinschätzungen der Vorkriegszeit verheerende Folgen. Im Verlauf des Krieges traten Schwierigkeiten bei der Versorgung mit so gut wie allen landwirtschaftlichen Erzeugnissen ein. Dies führte letztlich dazu, dass erstmals in der deutschen Geschichte freiheitliche Wirtschaftsgrundsätze unter einer militärischen Zwangslage von einem staatlich gelenkten und reglementierten Versorgungssystem abgelöst wurden.

Die Lage auf den Lebensmittelmärkten war auch in den Ruhrgebietsstädten zunächst weniger durch akuten Mangel, sondern vor allem durch eine stark wachsende Teuerungsrate geprägt. Die Preise liefen den Einkünften davon. Darunter litten die Bergleute, vor allem aber die Kinder und Jugendlichen. Der Lebensstandard sank, parallel dazu verschlechterten sich durch die unzureichende Ernährung die Gesundheitsverhältnisse, die Widerstandskräfte wurden aufgezehrt.¹¹

Trotz erster relativ früher Lebensmittelunruhen in verschiedenen Teilen des Reichs lehnte die Reichsregierung eine zentrale Bewirtschaftung primär mit Rücksicht auf Handel und Landwirtschaft ab. Statt der Anordnung zentraler Maßnahmen für das gesamte Deutsche Reich übertrug die Regierung im Herbst 1915 lediglich Teile der Nahrungsmittelversorgung den Organen der kommunalen Selbstverwaltung. Dies galt insbesondere für die Versorgungsregelungen mit Fleisch und Kartoffeln. Dies geschah allerdings ohne gleichzeitige Erweiterung wirksamer Exekutivmittel. Vielmehr empfanden viele Kommunalpolitiker die Zunahme ihrer Pflichten als Überforderung der städtischen Verwaltungen und als bequeme Abwälzung ministerieller Verantwortung auf die Verwaltungsbehörden.¹²

Angesichts dieser zögerlichen Haltung der Reichsregierung bewies Gelsenkirchen erstaunlichen Weitblick und entwickelte ungewöhnlich frühe Eigeninitiativen. Man rechnete schon früh mit möglichen Problemen bei der Nahrungsmittelversorgung. Bereits am 17. August 1914 richtete die Stadt ein Lebensmitteldezernat ein. Eine ebenfalls auf städtische Initiative errichtete Kommission beschäftigte sich mit den Aufgaben Lebensmittelversorgung und Kriegswohlfahrtspflege.¹³

Die Verschlechterung der Versorgungslage der Stadt sowie die Übertragung der Brotgetreideordnung vom 25. Januar 1915 bedingte die Errichtung eines städtischen Lebensmittelam-

¹¹ Fleming: Lebenswelten, S. 23.

¹² Roerkohl: Heimatfront, S. 83-85.

¹³ Wedelstaedt, Carl von: in: Heimatbund Gelsenkirchen (Hg): Gelsenkirchen in alter und neuer Zeit. Ein Heimatbuch, Gelsenkirchen 1950, S. 130.

tes, in dem alle ernährungswirtschaftlichen Tätigkeiten der Stadt koordiniert werden sollten.¹⁴

Bereits am 18.2.1915 führte Gelsenkirchen die ersten Brotbücher ein, die den Verzehr von Brot auf festgelegte Portionen beschränkte. Die Brotbücher enthielten für jede im Haushalt lebende Person Brotheft. Jedes Heft enthielt mehrere jeweils für eine Woche gültige Blätter, die in je 7 Abschnitten den täglichen Bezug auf der Grundlage des zugemessenen Quantums auswiesen.¹⁵

Die frühen Initiativen Gelsenkirchens wurden nicht belohnt. Auch für Gelsenkirchen galt die mit Beginn des Jahres 1915 angeordnete zwangsweise Einführung des sogenannten Kriegsbrottes, auch K-Brot genannt, das mit Kartoffelmehl und anderen minderwertigen Mehlsorten gemischt war; Milch wurde in der Regel mit Wasser verdünnt. Dabei blieb es nicht. Es begann der Schwindel mit den Surrogaten. Die „Zauberformel“ der Kriegswirtschaft lautete Streckung und Ersatz. In den meisten Fällen beschränkte sich der Ersatz nur auf äußerliche Ähnlichkeiten mit dem Original ohne entsprechenden Nährwert. Der Einfallsreichtum kannte keine Grenzen, um die durch die Wirtschaftsblockade ausbleibende Importe durch neue Methoden und die Verwendung bisher nicht verwendeter Stoffe zur Nahrungsmittelherstellung zu kompensieren. Im Falle des K-Brottes bedeutete dies, dass bereits wenige Wochen nach Kriegsbeginn erste Backversuche mit dem Ziel durchgeführt wurden, die vorhandenen Weizen- und Roggenmehlvorräte durch die Verwendung anderer Getreidearten und Kartoffelprodukte zu vermehren. Allerdings veränderten die Zusätze auf ungünstigste Weise den Geschmack des Brottes. Auch die Gelsenkirchener fügten sich schließlich klaglos den Kriegsnotwendigkeiten und gewöhnten sich nicht zuletzt dank intensiver Propagandaarbeit an den Notbehelf.¹⁶

Wie in allen anderen Ruhrgebietsstädten auch wurden nach und nach fast alle wichtigen Lebensmittel durch ein weit verzweigtes Bezugssystem erfasst. Zur Verteilung der wenigen Lebensmittel wurden umfangreiche Verwaltungsmaßnahmen getroffen. So richteten die Städte Gelsenkirchen und Buer eigene Verkaufsstellen, Lebensmittelämter und sogar eigene Wurstfabriken ein. Offizielle Bekanntmachungen in der Gelsenkirchener Zeitung oder an Litfaßsäulen verkündeten, welche Lebensmittel an welchen Tagen an den Ausgabestellen erhältlich sein sollten. Dennoch reichten die Rationen nicht aus, um die Bevölkerung ausreichend zu ernähren, obwohl zahlreiche, meist minderwertige „Ersatzlebensmittel“ eingeführt wurden und die Qualität der Lebensmittel ständig abnahm.

¹⁴ Gelsenkirchener Zeitung (GZ), vom 30. März 1915.

¹⁵ GZ vom 26.2.1915.

¹⁶ Roerkohl: Heimatfront, S. 216.

Lebensmittelkarten

Verordnung.

Auf Grund des § 12 der Bundesratsverordnung über die Errichtung von Preisprüfungsstellen und die Versorgungsregelung vom 25. September und 4. November 1915 — Reichsgesetzbl. S. 107 ff. und 728 ff. wird für den Bezirk des Landkreises Essen folgende Verordnung erlassen.

§ 1.

Vom **4. Juni** ab ist seitens der Händler und Gewerbetreibenden **Butter, fetten Speck, Fett, Zucker, Kartoffeln, Seife** nur noch

➔ gegen Vorzeigung der Brotkarte ➔

und der vom Landkreise Essen und den Bürgermeistereien des Landkreises ausgegebenen und mit dem Stempel der Bürgermeisterei versehenen

Lebensmittelkarten,

die **außerdem noch die Unterschrift des Haushaltungsvorstandes enthalten muß**, abzugeben. Die Lebensmittelkarten werden von den Bürgermeisterämtern zum ersten Male für vier Wochen, später für 8 Wochen ausgegeben.

Lebensmittelkarten, die ohne Brotkarte, und ohne Stempel und Unterschrift vorgezeigt werden, sind zurückzuweisen.

Vor Abgabe einer Ware hat sich der Händler die Ausweise vorzeigen zu lassen.

Auf einen Abschnitt der Lebensmittelkarte darf keine größere Menge Ware abgegeben werden, als auf dem Abschnitt angegeben, oder von dem Bürgermeister für die auf dem Abschnitt angegebene Zeit festgesetzt worden ist.

Die verabfolgte Ware ist nur gegen Abtrennung des entsprechenden Abschnitts der Lebensmittelkarte zu verabfolgen.

Falls der Empfangsberechtigte den Abschnitt schon abgetrennt hat ist mit dem Abschnitt der Stempel und die Unterschrift der Karte vorzuzeigen. Die Abschnitte sind für jede Art von Ware besonders zu sammeln zu hunderten zu bündeln und

bis zum Mittwoch jeder Woche mittags 12 Uhr

für die vorhergehende Woche dem Bürgermeisteramt zur Nachprüfung einzureichen. Im übrigen sind die für den Verkehr mit den genannten Lebensmitteln besonders ergangenen Verordnungen maßgebend.

§ 2.

Wer diesen Anordnungen zuwiderhandelt, wird mit Gefängnis bis zu 6 Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark bestraft.

§ 3.

Die Verordnung tritt mit dem 4. Juni in Kraft.

Essen, den 31. Mai 1916.

Namens des Kreisausschusses: Der Vorsitzende: Dr. Brandt.

Wird veröffentlicht!

Rotthausen, den 1. Juni 1916.

Der Bürgermeister: Hohoff.

Abbildung 1: Verordnung über die Handhabung von Lebensmittelkarten. Quelle: Institut für Stadtgeschichte Gelsenkirchen, Plakat, Altsignatur XVIII,9.1.

machten zur Preisregulierung von Gegenständen des notwendigen Lebensbedarfs und der Versorgung ihrer Bevölkerung mit Nahrungsmitteln aus. Ferner wurden sie ermächtigt, Handel und Gewerbe zum Zwecke der Versorgung mit bestimmten Lebensmitteln teilweise oder ganz auszuschalten und unter Umgehung von Handel und Gewerbe bevorrechtigte Versorgungsgesellschaften einzurichten. Schließlich wurde ihre Zuständigkeit Anfang November 1915 auf Erzeuger und Hersteller ausgedehnt, und erlaubte ihnen nun, Vorschriften insbesondere zur Regelung des Erwerbs des Absatzes, der Preise und der Buchführung erlassen zu können. Allerdings waren die Kompetenzen der lokalen Preisprüfungsstellen in Ermangelung direkter polizeilicher Befugnisse begrenzt. Immerhin wurden die Polizeibehörden angehalten, rücksichtslos gegen Preiswucherer einzuschreiten.¹⁷

Alle diese Regulierungen führten dazu, dass erstmals in der deutschen Geschichte, freiheitliche Wirtschaftsgrundsätze innerhalb weniger Monate von einem staatlich gelenkten und reglementierten Versorgungssystem abgelöst wurden. Höchstpreise, Beschlagnahme und Zuteilungen wurden zusammengefasst, um eine geregelte Verteilung zu erreichen und die Versorgung des Heeres und der Zivilbevölkerung sicherzustellen.

Erst am 22. Mai 1916 wurde ein eigenes Kriegsernährungsamt als ernährungswirtschaftliche Zentralstelle eingerichtet. Es sollte Höchstpreise und Ablieferungsvorschriften für die wichtigsten Lebensmittel und für landwirtschaftliche Rohstoffe einführen, um eine geregelte Verteilung zu erreichen und die Versorgung des Heeres und der Zivilbevölkerung aufrecht zu erhalten.¹⁸ Die rapide Verschlechterung der Ernährungslage konnte jedoch auch durch das Kriegsernährungsamt nicht aufgehalten werden. Es wurde deutlich, dass die Probleme nicht durch eine ernährungswirtschaftliche Verwaltungshierarchie, die einer Zentralbehörde unterstellt war, zu lösen waren. Zudem war die Durchsetzungsfähigkeit des Kriegsernährungsamtes entscheidend eingeschränkt, da die Militärbehörden bis zum Ende des Kriegs die absolute Hoheit über den direkten Einkauf von Lebensmitteln auf dem Markt behielten.¹⁹ Eine weitere wesentliche Ursache für die Verschlechterung lag in der Wirksamkeit der Wirtschaftsblockade, die direkte Lebensmittellieferungen sowie wichtige Düngemittel nicht mehr ins Land ließ.²⁰

Von den ursprünglich drei ernährungswirtschaftlichen Aufgaben der Städte, der Beschaffung von Lebensmitteln, der Verteilung von Lebensmitteln und der Preispolitik blieb spätestens mit der Einrichtung des Kriegsernährungsamtes lediglich noch die Verteilung von Lebensmit-

¹⁷ Roerkohl: Heimatfront, S. 85-89.

¹⁸ Hirschfeld, Gerhard/Krumreich, Gerd/Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2009, S. 461.

¹⁹ Hirschfeld: Enzyklopädie, S. 462.

²⁰ Skalweit, August: Kommunale Ernährungspolitik.

teln übrig.²¹ Aber auch schon vorher war die Beschaffung in Eigenregie durch die Städte durch die Abhängigkeit von Zuteilungen aus den Überschussgebieten (verschiedene Kreise aus den Ostprovinzen) nicht wirklich möglich gewesen. Und wirksame Preispolitik konnten die Städte ebenfalls aufgrund der Konkurrenzsituation untereinander und mit anderen Regionen nicht betreiben.

Die verbleibende Aufgabe der Verteilung von Lebensmitteln wurde durch unerwartete Einflüsse dramatisch erschwert. Die beiden Grundnahrungsmittel Brot und Kartoffeln standen gleichberechtigt nebeneinander. Die Versorgung der Bevölkerung Gelsenkirchens mit dem einen oder anderen Nahrungsmittel durfte nicht isoliert voneinander betrachtet werden. Beide sollten sich vielmehr gegenseitig ergänzen. Das bedeutete, dass im Falle des Auftretens der Unterversorgung mit einem der beiden Nahrungsmittel automatisch auf das andere zurückgegriffen werden sollte. Aufgrund fehlender Anbauflächen war die Stadt Gelsenkirchen auf Zuweisungen aus den ihr zugeteilten Überschussgebieten (verschiedene Kreise aus den Ostprovinzen) angewiesen. Aus der großen Entfernung ergaben sich lange Transportwege, die sich negativ auf die Qualität und Güte der angelieferten Kartoffeln auswirkten. Die Kartoffelmengen konnten für den Winter 1916/17 nicht vor Beginn der Frostperiode abgeliefert werden, weshalb häufig Transporte, wenn sie nicht ganz ausfielen, in gefrorenem Zustand ankamen. Diese mussten aber trotzdem von der Stadt abgenommen werden. Im Ergebnis war die Zufuhr während der Wintermonate teilweise völlig zusammengebrochen.²²

Der Steckrübenwinter 1916/17

Durch die Knappheit von Fleisch und Getreide nahm die Bedeutung der Kartoffel als Kalorienersatz zu. Sie war ein zuverlässiges, vielseitig verwendbares und zugleich schmackhaftes Nahrungsmittel, zudem ein reichhaltiger Kalorienlieferant und schien gleichsam die deutsche Antwort auf die Blockadestrategie zu sein.²³ Auch in Gelsenkirchen empfahl die Stadtverwaltung in der Gelsenkirchener Zeitung schon im Sommer 1915: „Esst so viele Kartoffeln wie möglich!“²⁴.

„Nie hätte man geglaubt, dass Kartoffeln jemals knapp werden könnten.“²⁵ Diese Feststellung resultierte im Wesentlichen aus der fehlerhaften Höchstpreispolitik für Kartoffeln, die

²¹ Skalweit, August: Kommunale Ernährungspolitik, S. 4ff.

²² Große-Boymann, Paul: Gelsenkirchen: Die Stadt und ihre Lebensgesetze. Die Geschichte Groß-Gelsenkirchens seit der Industrialisierung, Gladbeck 1939, S. 58-59.

²³ Chickering, Roger: Städtischer Alltag, S. 255.

²⁴ GZ vom 24.7.1915, 21.8.1915 und 14.9.1915.

²⁵ Skalweit, August: Kommunale Ernährungspolitik, S. 13.

dazu führte, dass die Bauern ihre Kartoffeln in Erwartung höherer Preise zurückhielten oder als Viehfutter nutzten, um so größere Gewinne zu erwirtschaften.²⁶

Aufgrund fehlender Anbauflächen war die Stadt Gelsenkirchen auf Zuweisungen aus den ihr zugeteilten Überschussgebieten (verschiedenen Kreise aus den Ostprovinzen) angewiesen. Mit zunehmender Kriegsdauer zeigten sich die Risiken dieser Abhängigkeit, die für Gelsenkirchen aufgrund der Zuteilung von Lieferungen aus den Ostprovinzen umso höher waren. Die auftretenden Engpässe der Kartoffellieferungen im Verlaufe des Jahres 1915 und im Sommer 1916 ließen Kartoffeln immer wieder knapp werden und waren ein deutliches Signal für die Risiken diese Abhängigkeit. Aus der großen Entfernung ergaben sich lange Transportwege, die sich negativ auf die Qualität und Güte der angelieferten Kartoffeln auswirkten. Die Kartoffelmengen konnten für den Winter 1916/17 nicht vor Beginn der Frostperiode angeliefert werden, weshalb Transporte, wenn sie nicht ganz ausfielen, in gefrorenem Zustand ankamen. Diese mussten aber trotzdem von der Stadt abgenommen werden. Im Ergebnis war die Zufuhr während der Wintermonate teilweise völlig zusammengebrochen.²⁷ Dennoch traf auch Gelsenkirchen die Katastrophe unerwartet.²⁸

Die Kartoffel war zwar leicht anzubauen, allerdings auch ein launisches Gewächs. Sie verlangte nach einem gemäßigten Klima. Sie reagierte auf den feuchten und kühlen Herbst von 1916 mit dem Befall von Kartoffelfäule; ein Pilz zerstörte bis zum Jahresende fast die Hälfte der deutschen Winterkartoffelernte. Auch die Kartoffeln, die Ende des Jahres 1916 nach Gelsenkirchen gelangten, waren, wenn sie überhaupt eintrafen, größtenteils verdorben.²⁹

Carl von Wedelstaedt beschreibt eindrucksvoll und bedrückend zugleich in dem Artikel „Steckrübenwinter“ seine Erfahrungen:

„Die traurigen Verhältnisse der Zeit der Zwangswirtschaft während des Ersten Weltkriegs und der darauf folgenden Jahre näher darzulegen wäre zwecklos. Wir alle haben die eben erst überstandene Zwangswirtschaft noch allzu gut im Sinn, und wir sind glücklich, dass sie überstanden ist. Einige Besonderheiten erscheinen mir doch erwähnenswert. Der schlimmste Winter war der von 1916 zu 1917. Es war der berühmte Steckrübenwinter. Die Kartoffelernte war sehr knapp ausgefallen. Jedenfalls bekamen wir in Gelsenkirchen viel zu wenig Kartoffeln. Sie sollten durch Steckrüben ersetzt werden, und die fanden eine unerhört vielfältige Verwendung. Steckrüben wurden an Stelle der Kartoffeln gegessen, Steckrüben wurden

²⁶ Nicolai, B.: Die Lebensmittelversorgung in Flensburg 1914-1918. Zur Mangelwirtschaft während des Ersten Weltkriegs, Flensburg 1988, S. 116.

²⁷ Große-Boymann, Paul: Gelsenkirchen: Die Stadt und ihre Lebensgesetze. Die Geschichte Groß-Gelsenkirchens seit der Industrialisierung, Gladbeck, 1939, S. 58-59.

²⁸ Chickering, Roger: Städtischer Alltag, S. 255.

²⁹ Chickering, Roger: Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, München 2. Auflage 2005, S. 172.

geröstet und dienten als Kaffee-Ersatz. Aus Steckrüben wurde irgendwie sogar Marmelade gemacht usw. Das Schlimmste war aber, dass auch die Steckrüben nicht in einwandfreier Verfassung hierher kamen. Ich bin oft frühmorgens auf dem Güterbahnhof Gelsenkirchen gewesen, um dort die in der Nacht angekommenen Kartoffeln und Steckrüben zu übernehmen. Es war ein schaudervoller Anblick, den ich meistens hatte. An den Unterseiten der Waggons hingen Eiszapfen. Aber das war kein schönes, klares Eis, das man sah. Es war eine widerlich gefrorene Schmutzmasse, ein deutliches Zeichen dafür, dass die Steckrüben oder Kartoffeln erfroren und zum Teil verfault waren. Andere standen mir aber nicht zur Verfügung. Ich musste sie den zuständigen Geschäften, insbesondere auch den Bäckern, weiter geben, und die Bäcker hatten sie in bestimmtem Verhältnis in das Brot zu verbacken. Welche Beschaffenheit dadurch das Brot bekam, kann man sich vorstellen. Gut ausgebacken konnte es nicht werden. Es bestand zum größten Teil aus einer zähen, faden ziehenden Masse, die unmöglich der Gesundheit zuträglich sein konnte.“³⁰

Steckrüben wurden nun beinahe zum bedeutendsten Hauptnahrungsmittel. Während des bitterkalten Winters 1916/17 wurde die Kohlrübenpflanze, die dem Steckrübenwinter ihren Namen gab, zum allgegenwärtigen Gast in allen Haushalten Gelsenkirchens, zunächst als Ergänzung der dürftigen Kartoffelportionen, danach oft als einzige Speise auf dem Teller. Trotz ihres hohen Nährwertes war sie eine verhasste Speise. Ihre Beschaffenheit war zäh, ihr Geruch abscheulich, ihr Geschmack noch schlimmer. Es gab unzählige Versuche, die widerlichen Eigenschaften der Kohlrüben zu verschleiern. Die Steckrübe wurde gedorrt, gebraten, püriert, als Brotaufstrich verwendet, zum Strecken von Wurst verwendet, in Sauerkraut eingepökelt oder als Sirup serviert. Es gab Rezepte für Kohlrübenklöße, Kohlrübenschnitzel und Steckrübenpudding. Die Steckrübe konnte man aber auch roh in Scheiben schneiden, schälen und kochen und ohne Pfeffer und Zwiebeln in etwas gesalzenem Mehlbrei wenden und braten.³¹ Der Bereich des Ersatzes und des Streckens umfasste praktisch alles, was einst den Tisch bereichert hatte. Die Rübe, die zuvor als Viehfutter eine bedeutende Rolle gespielt hatte, wurde zu einem Regellersatz für Gemüse und Obst. Das sog. Kriegspüree, das im April 1917 die Haushalte quälte, war aus Rüben zubereitet.³²

„Wenn die Bauern in Hassel in der Erntezeit in Hassel die Kartoffeln abluden, die dann auf Scheine verkauft wurden, schlichen sich die Jungen, meine Brüder auch, mit langen Stöcken, die an einem Ende einen großen Nagel hatten, an und versuchten ab und zu eine Kartoffel zu erspießen. Mit Peitschen wurden sie weggejagt. Aber der Hunger war zu groß. Es gab noch einige Familien, deren Männer noch da waren. Die bekamen besondere Zuteilungen und standen sich dadurch etwas besser. Wenn die Jungs die fanden und mitbrachten, haben wir

³⁰ Wedelstaedt, in: Hering, Hartmut: Geschichte, S. 158.

³¹ Flemming: Lebenswelten, S. 303-304.

³² Chickering, Roger: Freiburg im Ersten Weltkrieg, Totaler Krieg und Städtischer Alltag 1914-1918, Paderborn 2009, S. 256-257.

sie abgewaschen und zerquetscht und auf der Herdplatte davon Reibekuchen gemacht, denn Fett gab es überhaupt nicht. Es gab nur ein paar Gramm Margarine, und wenn es Leberwurst gab, da bekam jeder nur eine Scheibe anstatt Fleisch. Wie Fleisch schmeckt und aussieht, wussten wir gar nicht mehr. Bezeichnend für das Ausmaß der Hungersnot ist die folgende Geschichte aus Gelsenkirchen-Hassel: Ein Bruder von neun Jahren sollte Brot holen gehen. Er kam zurück und sagte, sie hätten keins, lief nach oben, schloss sich ein und aß das ganze Dreipfundbrot auf. Das gab nachher eine große Prügelei unter den Brüdern, denn alle hatten ja Hunger, und auf die Marken der nächsten Woche gab es noch nichts. Aber der Bruder sagte nur: Und wenn du mich totsschlägst, ich war einmal richtig satt. Ja, das waren schlimme, schlimme Zeiten.“³³

Hunger wurde im Ruhrgebiet und so auch in Gelsenkirchen als die dominierende Erfahrung während des Ersten Weltkriegs empfunden. „Der Hunger in den Kriegsjahren war für uns eine Katastrophe, da wir vor dem Krieg immer gut gelebt hatten. Die Lebensmittelkarten wurden eingeführt, in allem musste man sich einschränken. Dann, kurze Zeit später, bekam man noch nicht einmal was auf Karten. Stundenlang könnte ich erzählen über die Steckrübenzeit 1916/17: Steckrüben gerieben auf die nackte Herdplatte, ein Stück Steckrübe in Papier als Schulbrot, das entgegen jeder Mahnung an der nächsten Ecke schon verdrückt wurde.“³⁴

Ein anonymes Flugblatt aus Hamburg machte aus der Steckrübe ein deutsches Glaubensbekenntnis, in dem der Verfasser seinem Zorn und seiner Bitterkeit freien Lauf gelassen hatte.³⁵ Es hatte über die Bergarbeitergewerkschaft den Weg nach Gelsenkirchen gefunden und war umgehend von der Polizei beschlagnahmt worden:³⁶

„Das Deutsche Glaubensbekenntnis

Ich glaube an die Steckrübe, die allgemeine Ernährerin des deutschen Volkes, und an die Marmelade, ihre stammverwandte Genossin, empfangen von der städtischen Verkaufsstelle, geboren durch die Verfügungen der Kriegsernährungsamtes, durch die meine sämtlichen Hoffnungen auf Kartoffeln gestorben und begraben, gelitten unter dem Wucher der Bauern, gesammelt, gepreßt und verarbeitet, auferstanden als Tafelobst, von dannen wird kommen sie als Brotaufstrich für Deutschlands Heldensöhne. Ich glaube an den heiligen Krieg, eine große allgemeine Wuchergesellschaft, die Gemeinschaft der Hamsterer, Erhöhung der Steuern, Kürzung der Fleischrationen und an ein ewiges Bestehen der Brotkarte.

Amen.“³⁷

³³ Martin: Jahre, S. 154.

³⁴ Grön, Erinnerungen, zit. n.: Hartewig, Karin: Jahrzehnt, S. 183.

³⁵ Fleming: Lebenswelten, S. 24.

³⁶ GZ vom 5. Juni 1917.

³⁷ Staatsarchiv Hamburg, Politische Polizei, zit. n.: Flemming, Jens: Lebenswelten, S. 24 und S.306.

Der Steckrübenwinter bedeutete zugleich einen Einschnitt in der kollektiven Wahrnehmung des Krieges großer Teile der Gesellschaft nicht nur im Ruhrgebiet. Die Kluft, die sich zwischen Produzenten und Verbrauchern aufgetreten war, sollte gekoppelt mit der späteren militärischen und politischen Niederlage schwerwiegende und anhaltende Folgen zeigen. Die Bevölkerung bezichtigte die Bauern der Rücksichtslosigkeit und des reinen Profitinteresses. Auch im Ruhrgebiet war man wie in anderen großen Teilen der Bevölkerung davon überzeugt, dass die Bauern ihr Getreide und ihre Kartoffeln lieber als Futter an ihre Tiere verteilen und nicht an ihre Mitbürger verkaufen wollten.³⁸

Stimmungsbilder

Die Bergarbeitergewerkschaft „Alter Verband“ veröffentlichte in der Bergarbeiter-Zeitung im Jahre 1917 zwei Haushaltsrechnungen. Demnach betrug der Anteil der Ausgaben für Lebensmittel am Monatsverdienst bis zu 78 % im Vergleich zu etwa 53 % des Einkommens vor dem Krieg. Somit veränderten nicht nur die Versorgungsengpässe die Situation der Menschen, sondern auch starke Schwankungen der Ausgaben für Lebensmittel in Abhängigkeit von der Marktlage in der Zwangswirtschaft, von saisonalen Unterschieden im Warenangebot und von unmittelbaren, massiven Preissprüngen als logische Folge.

Die persönliche Wahrnehmung der individuellen materiellen Lage spiegelte eine deutliche Sprache der Armut. Sie äußerte sich zum einen in Witzen oder satirischen Formen der Verarbeitung, die im Ruhrgebiet in der Kriegszeit kursierten. Über kleine Aufkleber wurde die Unzufriedenheit in die Öffentlichkeit getragen, aber auch in autobiographischen Texten und in mündlich überlieferten Erinnerungen, die aber für die Zeit des Ersten Weltkriegs kaum erhalten geblieben sind. Überliefert ist zum Beispiel im Steckrübenwinter 1916/17 die bitter-ironische „Todesanzeige für das innigstgeliebte, letzte Brot, das im Alter von kaum zwei Tagen wohl verschmiert mit Marmelade aus der Fabrik Kohl- und Steckrübe, sanft und schmerzlos in unseren Magen hinüber gewandert ist.“ Das Flugblatt war unterzeichnet mit den Namen der „tief trauernden Hinterbliebenen“: Wenzel Kohldampf, Johann Fettlos, Paul Hungerdarm, Wilhelm Butterlos genannt Ohnespeck und Ernst Unterernährer. Zu den Themen Hamstern, Schwarzmarkt, Ersatzmittel und Knappheit an Lebensmitteln, Kleidung und Schuhen wurden dem Unmut und Verdruss durch Witze, die die Versorgungslage drastisch auf Korn nahmen, freien Lauf gelassen:³⁹

Hamstern:

„Der Hase: Warum sieht denn der Hamster in letzter Zeit so heruntergekommen aus?“

Die Ratte: Für den bleibt jetzt nichts mehr zu hamstern übrig; die Menschen sind ihm über.“

³⁸ Hirschfeld, Gerhard: Enzyklopädie, S. 616.

³⁹ Zimmermann, Michael, Schachtanlage und Zeckenkolonie, zit. n.: Hartewig, Karin: Jahrzehnt, S. 181-182.

Schleichhandel:

„Schinken diskreter Herkunft wünscht an Unterernährung leidendes Ehepaar als eigen anzunehmen. Anerbieten unter ‚Schleicher‘ an die Geschäftsstelle des ‚Wurstblatt‘.“

Die „Streckung“ von Wurst:

„Zahle Höchstpreise für alle Gegenstände, die sich zur Wurstfabrikation eignen, K. Atz, Metzgermeister.“

Kohlenmangel:

„Kohlenstäubchen, das mir ins Auge geflogen ist, wird an Meistbietenden abgegeben. Angebote unter ‚Warme Stube‘ an das ‚Wurstblatt‘ erbeten.“

Kartoffeln, eine Seltenheit:

„Auf dem Wege von der Krausenstraße zur Mohrenstraße wurde eine Kartoffel verloren. Der ehrliche Finder wird gebeten, sie gegen hohe Belohnung in der Geschäftsstelle des Wurstblatt abzugeben, da es sich um Hochzeitsgeschenk handelt.“

Schuhe als unerschwingliche Ware:

„Bekanntmachung eines Schmierendirektors: Infolge der enorm gestiegenen Schuhpreise fällt das für morgen angesagte Märchenspiel ‚Der gestiefelte Kater‘ aus.“

Der Einfallsreichtum, um etwas Essbares zu ergattern, kannte keine Grenzen. Auch in Gelsenkirchen wurden die Kinder von ihren Müttern zum Schlachthof geschickt, um Wurstbrühe zu holen. Ein Krug Wurstsuppe bedeutete für ein oder zwei Tage etwas Fettgehalt im Mittagessen. Schon am frühen Morgen, lange bevor die Kasse geöffnet wurde, stand dort eine riesige Menschenschlange mit Krügen, Töpfen und Eimerchen. Das Gedränge am Kassenschalter war enorm und nach Erhalt des erstandenen Bons rannte jeder über den Hof zum Schlachthaus. Dort musste man wieder lange anstehen, bis die gekochte Wurst aus den Kesseln entnommen wurde und nun die Brühe Kelle für Kelle ausgeteilt wurde. Groß war die Freude über ein Schnippelchen Wellfleisch oder Grieben einer geplatzen Wurst, die zufällig mit der Brühe in den Krug schlüpfen.⁴⁰

⁴⁰ Fleming: Lebenswelten, S. 286.

Der kleine Vaterlandsverteidiger

Richard Nettersheim beschreibt in seiner Geschichte „Der kleine Vaterlandsverteidiger“ eine Anekdote, wie sie sich ähnlicher Weise überall im Ruhrgebiet und so auch in Gelsenkirchen ereignet haben könnte:

„Die folgende Begebenheit führt zurück an den Anfang des Kriegsjahres 1916. Mutter hielt trotz der stetigen Sorge um unseren an der Westfront kämpfenden Vater wie viele andere deutsche Frauen zu dieser Zeit fest und treu zum Kaiserhaus. Über Tageszeitungen, Vereine, Bilder, Karten, Literatur und Feierlichkeiten vielfältiger Art war die Bevölkerung auf den Kaiser eingeschworen worden. Auch der Schulunterricht blieb davon nicht verschont. Bereits im ersten Schuljahr lernten die Kinder als erstes Lied:

*Der Kaiser ist ein lieber Mann,
er wohnt in Berlin.
Und wär' es nicht so weit von hier,
so ging ich heut noch hin.*

Gesungen wurde dieses Lied auf die Melodie ‚Üb immer Treu und Redlichkeit‘. Der 27. Januar, Kaisers Geburtstag, war selbstverständlich schulfrei. Wie es damals üblich war, zogen die kleinen Jungen an diesem Feiertag ihre Mini-Uniformen an, die sie zu Weihnachten geschenkt bekommen hatten, und spielten dann zu Hause oder auf der Straße Soldat. Auch Richard, gerade einmal viereinhalb Jahre alt, besaß eine solche Uniform. Um seinem Vater eine Freude zu bereiten, beauftragte seine Mutter ihren ältesten Sohn Peter damit, mit seinem Bruder Richard, dem kleinen feldgrauen Soldaten, zum Fotografen zu gehen. Das Foto wollte sie dann Vater schicken.

An einem sehr kalten Januartag zogen die beiden los und mussten bis zum Fotografen eine Viertelstunde laufen. Ein eisiger Wind fegte durch die trockenen, staubigen Straßen und trieb ihnen Tränen in die Augen. Peter war gegen die Kälte durch einen dicken Wintermantel, einen Wollschal, wärmende Handschuhe und eine die Ohren schützende Mütze gut gerüstet. Ganz gegen ihre Gewohnheit, ihre Kinder warm anzuziehen, hatte Richards Mutter dies heute bei ihm außer Acht gelassen und sich wohl darauf verlassen, dass der große Bruder darauf schon achten würde.

Das war aber nicht der Fall. Dem kleinen Parade-Soldaten mit Pickehaube und Schleppsäbel war ebenfalls nicht in den Sinn gekommen, sich warm anzuziehen. Vielleicht war er aber auch einfach stolz darauf, sich auf der Straße in Uniform zeigen zu können. Sein Versäumnis bemerkte er zwar recht schnell, aber an Umkehren war nicht mehr zu denken. Sein Bruder

Peter trieb zur Eile und meinte vielmehr, einem richtigen Soldaten dürfte die Kälte nichts anhaben.

Richard sah das ganz anders, denn er fror erbärmlich. Ergeben marschierte er neben seinem Bruder her, die froststarre linke Hand am Griff des Schlepssäbels Die rechte Hand hatte er in der Hosentasche vergraben.

Peter war dieses unsoldatische Verhalten sofort aufgefallen und fuhr in barsch an: ‚Schämst Du Dich nicht? Nimmst Du wohl sofort die Hand aus der Tasche! Ein Soldat und die Hand in der Hosentasche! Unmöglich!‘, und sah sich dabei scheu nach allen Seiten um, ob jemand das unwürdige Benehmen seines kleinen Bruders bemerkt hatte.

Aber warum sollte Richard sich schämen? Er verstand das nicht. Es war doch ein Spiel! Kriegsspielen war 1916 noch sehr beliebt bei den Kindern. Die Spielwaren-Industrie stellte Gipsoldaten, Zinnsoldaten, Klein-Kriegsmaterial und selbstverständlich auch Uniformen in Hülle und Fülle für den jungen Heldennachwuchs her.

‚Aber an Handschuhe hätte ich zumindest denken sollen!‘ rügte Richard sich selbst. Seine Finger waren längst zu Eisgriffeln geworden, Gesicht und Ohren schmerzten vom scharfen Biss der Kälte. Unauffällig ließ er sich ein wenig hinter Peter zurückfallen, um unauffällig beide Hände in die Hosentaschen stecken zu können. Das gelang ihm sogar für eine wundervolle kurze Weile.

Da verriet ihn der baumelnde Schlepssäbel, der mit der Spitze auf den Bürgersteig klirrte. Peter fuhr erschrocken herum und bemerkte sofort Richards nachlässige, unvorschriftsmäßige Haltung: ‚Hände raus! Das nächste Mal haue ich drauf!‘

Richard versuchte tapfer durchzuhalten. Aber als er es vor Kälte nicht aushalten konnte, versuchte er den gleichen Trick noch einmal. Aber sein großer Bruder hatte damit gerechnet und schlug Richard auf die Hände, die zwar noch in den Hosentaschen steckten. Deshalb taten die Schläge nicht so fürchterlich weh, aber für Richard war das Maß voll. Er wollte nicht mehr tapfer und auch kein Soldat mehr sein und heulte einfach drauf los. ‚Auch das noch!‘ klagte Peter, ‚ein Soldat, der weint. Hörst Du wohl auf! Wir sind gleich da.‘

So kam Richard mit blau gefrorenem Gesicht und verweinten Augen beim Fotografen an, in der Tat nicht gerade ein dankbares Fotoobjekt! Aber der Fotograf wartete geduldig bis Richard ‚aufgetaut‘ war und sein blaues Gesicht seine natürliche Farbe zurückerhalten hatte. Dann stellte er den kleinen Vaterlandsverteidiger in Positur. Neben ihm ein hochbeiniges Gestell, auf dem die weiße Gipsbüste Kaiser Wilhelms II. thronte. Richard durfte anbiedernd und vertrauensvoll mit der rechten Hand zur oberen Plattform des Gestelles hinaufklagen,

ganz nahe an den Landesvater. Seine linke Hand umfasste wieder fest den Griff des Schleppsäbels.

„Still stehen! Nicht wackeln!“, ermahnte ihn der Fotograf mit wichtiger, geheimnisvoller Miene und forderte ihn auf, aufmerksam auf den Fotoapparat zu achten. Wenn er den Deckel von der Linse nähme, flöge ein Vogel aus der Kamera. Richard blickte nun aufmerksam auf den Fotoapparat, einen Vogel jedoch sah er nicht. So ein Schwindler! Er behauptete dreist, er habe den Vogel gesehen, Richard hätte nur nicht genau genug aufgepasst.

Das fertige Foto zeigte einen kleinen Jungen mit traurigem Antlitz und verweinten Augen und stellte somit alles andere als das Idealbild eines frohgemuten, wackeren Vaterlandsverteidigers dar. Ein Abzug fand dennoch seinen Platz im Familien-Fotoalbum.“⁴¹

Die Rolle und Bedeutung der Frauenvereine

„Zu den Frauenvereinen zählen hier alle Organisationen, die sich im Kriegseinsatz und in der sozialen Hilfsarbeit von Frauen engagierten und mit ihren Aktivitäten die Frauen gezielt auf einen möglichen Krieg vorbereiteten.“⁴² Es sind drei Gruppen hervorzuheben, der Nationale Frauendienst, der die Organisation der Kriegswohlfahrtspflege übernahm, als zweite Gruppe die konfessionellen Frauenvereine, die im Rahmen der Diakonie Kriegsarbeit leisteten. Während sich die katholischen Frauenvereine in der Regel dem Nationalen Frauendienst anschlossen, organisierte zum Beispiel der größte evangelische Frauenverein, die Frauenhilfe, eine eigene Hilfstätigkeit, wobei der Schwerpunkt auf der Fürsorge für Kriegerfrauen und -kinder lag. Die dritte Gruppe bildeten die lokalen Frauenvereine, die mit privater Wohltätigkeit auf vielfältige Weise die Lücken der staatlichen Fürsorge schließen halfen.⁴³

Der Nationale Frauendienst reagierte erst spät Ende November 1914 auf die inzwischen unübersehbare und spürbare Verknappung an Lebensmitteln und befasste sich nun stärker mit der Aufklärung in Ernährungsfragen. Der Schwerpunkt wurde dabei im Ruhrgebiet nicht auf finanzielle Ersparnis gelegt, sondern auf Materialersparnis. Eine wachsende Gruppe von Vertreterinnen des Nationalen Frauendienstes zogen durch die Städte, predigten die kriegsgemäße Lebensweise und zeigten Mittel und Wege auf, wie diese ohne Einbußen bei der Gesundheit durchgeführt werden konnte.⁴⁴

⁴¹ Nettersheim, Richard: in Kleindienst, Jürgen (Hg): Stöckchen-Hiebe. Kindheit in Deutschland 1914-1933. 52 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen, Band 3, überarbeitete Auflage Berlin 2004, S. 44-48.

⁴² Hirschfeld: Enzyklopädie, S. 502.

⁴³ Hirschfeld: Enzyklopädie, S. 502-503.

⁴⁴ Roerkohl: Heimatfront, S. 203-204.

Voraussetzung für eine erfolgreiche Aufklärung in Ernährungsfragen setzte bei den Verbrauchern, und hier natürlich insbesondere bei den Hausfrauen, die Fähigkeit und Notwendigkeit zur Einsicht voraus. Daher stand bei allen Aufklärungsveranstaltungen, Vorträgen und Kriegskochbüchern am Anfang immer der Hinweis auf ihre patriotischen Kriegspflichten. Der Bevölkerung sollte eindringlich deutlich und bewusst gemacht werden, dass der „Kampf daheim gegen Magen und Zunge“ für den Kriegsausgang genauso wichtig war wie der Kampf an der Front.⁴⁵

Die Frauenvereine schlugen methodisch verschiedene Wege ein, um Einfluss auf Konsumgewohnheiten der Haushalte zu gewinnen die Erziehung zu kriegsgemäßer Lebens- und Ernährungsweise voranzutreiben. Die Tagespresse war dabei aufgrund ihres großen Verbreitungsgrades von besonderer Bedeutung für die Aufklärungsarbeit. Die Tagespresse wurde regelmäßig vom Informationsdienst des Bundes Deutscher Frauenvereine mit Aufklärungsmaterial beliefert, wodurch die Gewährleistung einer gewissen Einheitlichkeit und Übereinstimmung erreicht wurde. Erteilt wurden alle möglichen Ratschläge an die sparsame Hausfrau für den Umgang mit der seit Kriegsbeginn zunehmenden Knappheit von Brot, Fleisch und Kartoffeln. Direkte, konkrete Anleitungen zu einer kriegsgemäßen Lebensweise wurden durch die Veröffentlichung von Kriegsrezepten erreicht. Auf akute Veränderungen des Lebensmittelmarktes und aktuelle Nahrungsmittelangebote konnte dagegen über und in der Presse mit wöchentlichen Speisezetteln rasch reagiert werden. Ergänzend zur Pressearbeit wurden vom Nationalen Frauendienst bereits bis zum Frühjahr 1915 vier spezifische Flugblätter herausgegeben, die sich an Schulkinder, Mädchen höherer Schulklassen, Hausfrauen und Köchinnen richteten. Diese Flug- und Merkblätter waren bewusst alters- und schichten-spezifisch ausgerichtet, um eine breitere Palette an Einflussmöglichkeiten zu erzielen. Komplettiert wurde das Aufklärungsprogramm durch Plakate mit einprägsamen, kriegswirtschaftlichen Leitsätzen, die in der Küche aufgehängt werden konnten und die Hausfrauen permanent an die Aufrechterhaltung der unerlässlichen „Küchendisziplin“ erinnerten.⁴⁶ Das bekannteste und populärste Plakat war das sog. K-Merkblatt des Nationalen Frauendienstes mit der Überschrift „Krieg und Küche“ mit einer Auflage von über 30.000 Exemplaren, das die einschlägigen Lektionen in einer Reihe von Schlagworten zusammenfasste, die mit den Buchstaben „K“ hervorhoben, der bereits zu einem Kürzel für Krieg geworden war:⁴⁷

„Esst Kriegsbrot, „Kocht Kartoffeln in der Schale!“, „Kauft keinen Kuchen!“, „Seid klug und spart Fett!“, „Kocht mit der Kochkiste!“, „Kocht mit Kriegskochbuch!“, „Helft den Krieg gewinnen!“⁴⁸

⁴⁵ Roerkohl: Heimatfront, S. 204-205.

⁴⁶ Roerkohl: Heimatfront, S. 205-209.

⁴⁷ Chickering: Städtischer Alltag, S. 250.

⁴⁸ Chickering: Städtischer Alltag, S. 250.

Auch Binsenweisheiten wie „Gut kauen!“ fanden Verbreitung durch kleine Aufkleber neben den offiziellen Bekanntmachungen der Ausgabestellen an den Litfaßsäulen oder in der Gelsenkirchener Zeitung. „Durch gründliches Kauen der Speisen wird man viel schneller gesättigt, die Sättigung hält viel länger an und die Speisenausnutzung ist eine viel gründlichere!“⁴⁹

Der Nationale Frauendienst gab Merkbücher und –tafeln über die geltenden Höchstpreise heraus und veröffentlichte Hinweise über den Zeitpunkt und die Ausgabestellen von Lebensmittelmaßnahmen; so weit möglich wurde auch die Aufklärung der Haushalte, die keine Zeitung lesen konnten oder nur mangelhaft informiert waren, durchgeführt. Gleichzeitig versuchte man die Bevölkerung für die Bekämpfung von Preiswucher und des Schleichhandels zu gewinnen. Mit Einrichtung der Preisprüfungsstellen Ende 1915 wirkte eine große Zahl von Frauen aktiv in den örtlichen Kontrollgremien mit. Die zunehmende Lebensmittelknappheit bedingte Änderungen bezüglich der Themenschwerpunkte. Spezielle Rezepte für die Verwendung von Ersatzlebensmitteln, Kohlrüben und Gemüse nahmen seit Anfang 1916 einen immer breiteren Raum ein, während allgemeine Kochanweisungen, die noch 1915 weit über die Hälfte aller Kochbücher ausmachten, merkbar zurückgingen.⁵⁰

Die Versorgung der wachsenden Zahl von Arbeitslosen und die Unterstützung der Kriegerfamilien gehörte zum Aufgabenbereich der Städte. Die Unterstützung konnte nicht nur in finanzieller Form mit Geld erfolgen, sondern auch in der Ausgabe von Naturalien bestehen. Dadurch stieg die Bedeutung von Speiseeinrichtungen, den sog. Volks- oder Kriegsküchen, in denen verbilligte oder unentgeltliche Mahlzeiten als Ergänzung zu anderen finanziellen Unterstützungen angeboten wurden.⁵¹

Auch im nördlichsten Teil Gelsenkirchens, im Ortsteil Hassel waren viele Familien auf das Essen aus der Kriegsküche angewiesen. Anfangs musste man dazu zunächst nach Buer gehen, wo im Kellergeschoss von Scherkamp in riesigen Kesseln gekocht wurde. Später wurde das Essen auch in Hassel auf dem Marktplatz ausgegeben. Es war meist nur eine dünne Suppe, aber es war täglich eine warme Mahlzeit.⁵²

In allen anderen Teilen Gelsenkirchens hatte der Vaterländische Frauendienst die Einrichtung der Kriegsküchen übernommen. Wie in anderen größeren Industriestädten des Ruhrgebiets wurden auch hier Schulen, kommunale Hallen und sogar die städtische Badeanstalt Gelsenkirchen zu Speiseeinrichtungen umgebaut, um Platz für die riesigen Kessel, Herde und sonstigen Küchengeräte zu schaffen. Die Essensausgabe erfolgte zwischen 11 und 14 Uhr. Gegessen werden konnte entweder an Ort und Stelle an bereit gestellten Tischen, die Spei-

⁴⁹ GZ vom 19.2.1916.

⁵⁰ Roerkohl: Heimatfront, S. 211.

⁵¹ Roerkohl: Heimatfront, S. 230.

⁵² Hering, Hartmut: Geschichte, S. 153-154.

sen konnten aber auch für den Verzehr am gemeinsamen Familientisch abgeholt und mitgenommen werden.⁵³



Abbildung 3: Kriegsküche des Vaterländischen Frauenvereins in Gelsenkirchen. Quelle: Institut für Stadtgeschichte Gelsenkirchen, Altsignatur Nr. XVIII,9.

Pro Tag wurden bis zu 400 Portionen ausgegeben. Die Mahlzeiten bestanden aus zusammengekochtem Essen, nicht gerade eine Schlemmerei, aber in der Regel genug, dass jeder satt werden konnte, und dass das Essen gesundheitlich einwandfrei, einigermaßen nahrhaft und zumindest so schmackhaft war, wie es in diesen Zeiten und unter diesen Umständen möglich war. Die Essensabgabe erfolgte zu einem Preis, der die Selbstkosten nicht decken konnte. Die Kriegsküchen waren daher auf bedeutende Zuschüsse angewiesen. Der Speisezettel war einfach und bot zum Beispiel Gerichte wie Graupensuppe, Dosenfleisch mit Nudeln oder – wenn auch seltener – Fleisch mit Rotkohl.⁵⁴

⁵³ Roerkohl; Heimatfront, S. 230.

⁵⁴ Fleming: Lebenswelten, S. 284-285.



Abbildung 4: Kriegsküche in der städtischen Badeanstalt Gelsenkirchen. Quelle: Institut für Stadtgeschichte Gelsenkirchen, Altsignatur Nr. XVIII,9.

Im letzten Kriegsjahr wurden Hunderte von minderwertigen Ersatzstoffen unter immer phantasievolleren Namen angeboten. Da konnten Empfehlungen an die Hausfrau für die allerletzte denkbare Resteverwertung nicht ausbleiben. Petersilien- und Selleriestengel konnten klein geschnitten zu Suppen gebraucht oder in einem beliebigen Gemüse mitgekocht werden. Strünke von allen Kohlarten, holzige Teile von Gemüse, die Rippen äußerer Blätter konnten als Suppengrün benutzt werden. Selbst die kleinsten Stücke sehniger oder knorpeliger Teile von gekochtem oder gebratenem Fleisch konnten noch einmal ausgekocht werden, entweder in Gemüse, in Suppen oder im Knochentopf. Obstschalen konnten entweder gleich im frischen Zustand oder getrocknet als Gewürz in Suppen und Breis genommen werden. Äpfel- und Birnenschalen sollten den Tee außerordentlich wohlschmeckend machen, wenn man sie mit kaltem Wasser aufsetzte und ein paar Mal aufkochen ließ und dieses Wasser zum Aufbrühen des Tees benutzte.⁵⁵

⁵⁵ Fleming: Lebenswelten, S. 308-309.

Formen des sozialen Protestes

Durch die seit Kriegsbeginn auftretenden massiven und schmerzhaften Veränderungen in den Lebens- und Arbeitsverhältnissen von Bergarbeiterfamilien geriet das zerbrechliche Gleichgewicht der sozialen Ordnung in Auflösung. Nach einer kurzen Phase eines relativen sozialen Friedens seit dem Bergarbeiterstreik von 1912, der zu Beginn des Krieges durch eine kleine Welle der Kriegsbegeisterung stabilisiert worden war, bildete sich seit 1916 eine Bewegung des sozialen Protestes und des Arbeitskampfes, die eine große Dynamik entwickelte und zu einer Zuspitzung sozialer Konflikte führte. Davon betroffen waren alle am Wirtschaftskreislauf beteiligten Gruppen, Akteure und Organisationen: Die Bergarbeiter, ihre Gewerkschaften und die Zechenunternehmer, aber auch Hausfrauen, Kinder und Jugendliche sowie die kommunalen und staatlichen Instanzen der Verwaltung, die Einzelhändler und die Landwirte.⁵⁶

Es lassen sich laut Karin Hartewig drei Ebenen zuordnen: Es handelt sich einerseits um Formen des sozialen Protestes und des Konsumentenprotestes sowie andererseits um Aktionen industrieller Militanz in den Verteilungskonflikten zwischen Zechenunternehmern, Bergleuten, den jeweiligen Interessenverbänden und dem Staat.⁵⁷

Im Folgenden möchte ich mich auf den Aufstand der Konsumenten konzentrieren. Bei den zahlreichen spontanen Arbeitsniederlegungen, Belegschaftsversammlungen, schriftlichen Beschwerden, bei Hungermärschen, Plünderungen und Felddiebstählen handelte es sich um Formen des sozialen Protestes und des Konsumentenprotestes, die sich jenseits der bisher bekannten Konfliktlinien zwischen Arbeit und Kapital im Bergbau abspielten und an denen insbesondere Hausfrauen, Kinder und Jugendliche in einem hohen Maße beteiligt waren. Frauen spielten bei den Protestaktionen eine wichtige Rolle, da es vor allem die Aufgaben der Hausfrauen und Mütter war, soziale Not vom Haushalt abzuwenden. Armut, Unterernährung, Krankheit bedingten eine frühe Mitverantwortung der Kinder und Jugendlichen für den Lebensunterhalt der Familie, die in die Konsumentenproteste einbezogen wurden und die kleine Diebstahlkriminalität förderte. Allerdings richteten sich Kritik und Forderungen nicht ausschließlich allein gegen die Zechenunternehmer, sondern mindestens ebenso dringend gegen die kommunalen und staatlichen Organe der Rationierungs- und Zwangsbewirtschaftung sowie gegen Landwirte und Einzelhändler.⁵⁸

⁵⁶ Hartewig, Karin: Das unberechenbare Jahrzehnt. Bergarbeiter und ihre Familien im Ruhrgebiet 1914-1924, München 1993, S. 217- 218.

⁵⁷ Hartewig: Jahrzehnt, S. 218.

⁵⁸ Hartewig: Jahrzehnt, S. 218.

Die Bevölkerung Gelsenkirchens hatte sich lange fast mustergültig verhalten und scheinbar geduldig alle Verschlechterungen hingenommen. Erst zu Beginn des Jahres 1917, also mitten im Steckrübenwinter, entluden sich die unterdrückte Empörung und der Unmut über die völlig unzureichende Kartoffelversorgung in Hungerkrawallen. Lange Schlangen vor den Läden und Ausgabestellen waren zur alltäglichen Normalität geworden und die Jagd und das Anstellen nach Lebensmitteln beanspruchten Zeit und kosteten Kraft. Im Januar 1917 musste der Landrat des Kreises Gelsenkirchen einen alarmierenden Bericht über die Kartoffelnot an die Kriegsamtsstellen in Münster und Arnsberg senden, in dem er beklagte, dass er täglich von immer mehr hungernden Frauen bestürmt werde, mehr Brot und mehr Kartoffeln auszugeben. Er äußerte die Befürchtung, dass bald auch ihre Männer dazu stoßen könnten, wenn sie erst einmal zum Mittel von Arbeitsniederlegungen greifen würden.⁵⁹

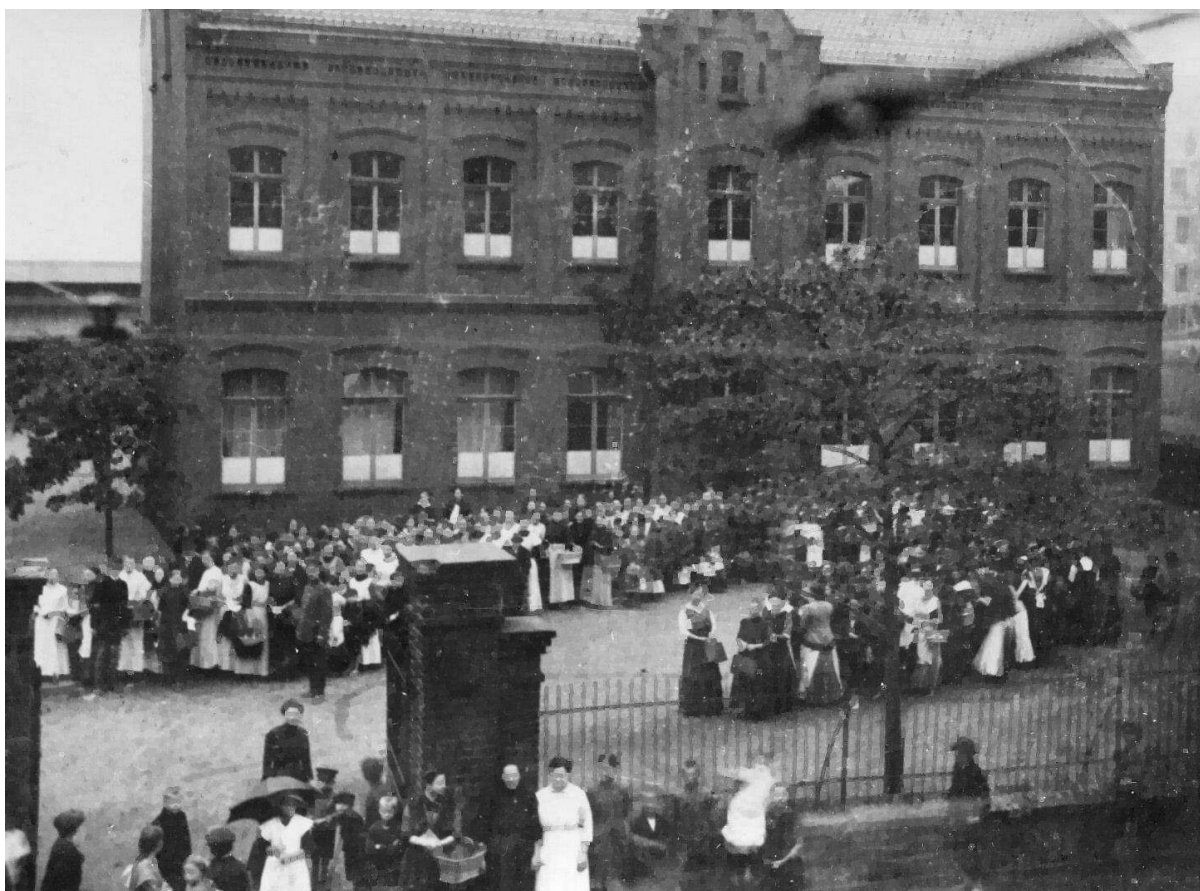


Abbildung 5: Lebensmittelpolonaise vor einer Schule im Stadtteil Rotthausen, in der Lebensmittel ausgegeben wurden. Quelle: Institut für Stadtgeschichte Gelsenkirchen, Altsignatur XXI,7.

Die andauernde katastrophale Lage auf dem Lebensmittelmarkt und die ständig zunehmende Steigerung der Preise für sämtliche Lebensmittel entwickelten sich nun auch zu einer innenpolitischen Gefahr. Nachdem die Zufuhr von Kartoffeln nach Gelsenkirchen völlig zusammengebrochen war, fanden im Februar 1917 mehrmals Massenaufzüge in Trupps von

⁵⁹ Roerkohl: Heimatfront, S. 129.

bis zu 1000 Personen zum Lebensmittelamt statt. Zwar gelang es der Polizei die Menschen zu beruhigen, doch es war nicht zu übersehen, dass die Lage einen ernsten Charakter angenommen hatte und dass es nur noch eines Funkens bedurfte, um die Flammen der Unruhe aufblenden zu lassen.⁶⁰

Diese Eskalation öffentlicher Proteste wiederholte sich in Gelsenkirchen mehrmals im Zeitraum von März bis Juni 1917. So weigerten sich im April 1917 Frauen, die Bezugsscheine für die verhassten Steckrüben anzunehmen und verlangen stattdessen mehr Brot. Erst nach dem Anrücken von Polizeibeamten, die mit Härte und Schärfe einschritten, verließen die Gelsenkirchenerinnen unter lautstarken Protesten und „Hungerrufen“ das Lebensmittelamt.⁶¹ Die Polizeikräfte konnten jedoch nicht verhindern, dass die Frauen daraufhin durch die Stadt zogen und mehrere Bäckerläden plünderten.⁶² An einzelnen Tagen drängten sich bis zu 1500 Frauen und Kinder vor dem Lebensmittelamt und verlangten mit Nachdruck die Herausgabe von größeren Mengen an Lebensmitteln, insbesondere Brot und Kartoffeln. Diese Forderungen mussten von den Beamten der Behörde abgelehnt werden. Die herbeigerufene Polizei konnte die erregte Menge zwar immer wieder zerstreuen, konnte aber nicht verhindern, dass auf dem Nachhauseweg immer wieder einzelne Plünderungen vorgenommen wurden. Auch einige Fensterscheiben gingen dabei an mehreren Häusern und sogar an der Privatwohnung des Oberbürgermeisters zu Bruch. Da hieran überwiegend Schulkinder beteiligt waren, wurden diese während des Schulunterrichts ernstlich verwarnet, sich nicht weiter an Menschaufmärschen und Ausschreitungen zu beteiligen. Diese Lebensmittelunruhen wiederholten sich bis in den Juni 1917 hinein, da die erregte Stimmung, Unzufriedenheit, Frustration und die zunehmende Verbitterung angesichts des totalen Kartoffelmangels, der Herabsetzung von Brotportionen, des unzureichenden Mehlersatzes und der völlig ungenügenden Gemüseversorgung anhielt. Erst im Herbst 1917 flauten diese Protestaktionen ab, ein deutliches Zeichen wachsender Resignation und Machtlosigkeit.⁶³

Die unerträglichen Versorgungsengpässe mit Lebensmitteln und Bedarfsartikeln verbunden mit einem Anstieg der Preise, die Verschlechterung der Arbeitsbedingungen sowie der vernachlässigte Zustand der Wohnungen und die Wohnungsnot allgemein wurden zu unmittelbaren Anlässen sozialer Unzufriedenheit unter den Bergleuten und ihren Familien. Im Gegensatz zu ihren Gewerkschaftsvertretern, die sich seit Kriegsbeginn und verstärkt mit dem Hilfsdienstgesetz vom Dezember 1916 der Friedens- und Loyalitätspflicht der Burgfriedenspolitik verpflichtet fühlten, mochten sich die Belegschaften nicht länger mit Petitionen, Eingaben und Beschwerden auf dem Postweg begnügen und machten ihrem Unmut durch

⁶⁰ Monatsbericht vom 19.2.1917, StA Ge, GXVIII 9/38, Blattnummer 18.

⁶¹ Schreiben des Polizeipräsidenten von Nieden an den Oberbürgermeister vom 21. April 1917, StA Ge, GXVIII 9/32, Blattnummer 68.

⁶² Monatsbericht vom 20. April 1917, StA Ge, GXVIII 9/38, Blattnummer 21.

⁶³ Roerkohl: Heimatfront, S. 129-131.

spontane Arbeitsniederlegungen Luft. Sie beriefen selbst Belegschaftsversammlungen ein und wählten Kommissionen aus ihrer Mitte, die sowohl bei den Zechen- wie auch bei den Kommunalverwaltungen ihre Forderungen nach mehr Lohn, niedrigeren Preisen und einer gerechten Verteilung der Lebensmittel durchsetzen sollten. Diese Form basisnaher Bekundung sozialer Konflikte hatte auch mehrer Jahrzehnte gewerkschaftlicher Arbeit nicht verdrängen können.⁶⁴

Anfang Juni 1916 kam es auf den Zechen des Ruhrgebietes zu einer ersten Welle von Arbeitsniederlegungen, wobei ein dichtes Kommunikationsnetz zwischen Kollegen am Arbeitsplatz und Nachbarn am Wohnort die entscheidende Grundlage für eine Mobilisierung der Bergleute bereitete. Die Arbeitsniederlegungen erstreckten sich zunehmend über alle Schachtanlagen von Duisburg, Oberhausen, über Essen, Bottrop, Gelsenkirchen, Buer bis nach Herten, Dortmund und Waltrop. Die Bergleute forderten eine bessere und umfangreichere Zuweisung von Fett und Speck und eine gleichmäßige Verteilung der Brotrationen für alle Bergleute über und unter Tage. Außerdem verlangten sie eine Aufbesserung der Gedingsätze und Schichtlöhne sowie die Einführung eines Mindestlohnes statt des bislang üblichen Durchschnittslohnes und die Behebung zahlreicher Misstände auf den Zechen.⁶⁵

Die Ausstände dauerten in der Regel nur ein bis zwei Tage. Häufig unterbrachen die Belegschaften die Schicht und fuhren aus der Grube aus, oder sie fuhren gar nicht erst ein. Die Gewerkschaftsvertreter in den Ausschüssen wurden meistens von den Arbeitsniederlegungen überrascht. Viele Arbeitersekretäre distanzieren sich von diesen Aufstandsbewegungen und zeigten sich völlig unwissend und überrascht von dieser Entwicklung. Bei den Arbeitsniederlegungen der Jahre 1916 und 1917 ging es nahezu ausschließlich um materielle Probleme, die den Familienhaushalt bedrohten und die Arbeitskraft der Bergleute beeinträchtigten. Hauptpunkte der Kritik stellten zu hohe Preise, unkontrollierte Preissteigerungen und die als ungerecht empfundene Lebensmittelverteilung dar.⁶⁶

Den Unmut über die eklatante Verschlechterung ihrer Lebensverhältnisse bekamen nicht nur die Zechenverwaltungen zu spüren, sondern auch die Gemeinden als verlängerte Arme der staatlichen Zwangswirtschaft. Zechen- und Kommunalverwaltungen waren gleichermaßen irritiert über die Form der Interessenwahrnehmung der Bergleute in eigener Regie, die an Berechenbarkeit verlor, weil sie den Grundsatz gewerkschaftlichen Handelns – erst verhandeln, dann streiken – auf den Kopf stellte. Nur mit Mühe gelang es den Gewerkschaftern in den Arbeitsausschüssen die Unzufriedenheit der Belegschaften halbwegs zu neutralisieren.⁶⁷

⁶⁴ Hartewig: Jahrzehnt, S. 219.

⁶⁵ Hartewig: Jahrzehnt, S. 219-220.

⁶⁶ Hartewig: Jahrzehnt, S. 220-221.

⁶⁷ Hartewig: Jahrzehnt, S. 221.

Den Tiefpunkt der Versorgungskrise bildet der Steckrübenwinter 1916/17. In einer weiteren Welle von Arbeitsniederlegungen gegen die Versorgungskrise legten am 19. und 20.1.1917 die Belegschaften der Schachtanlagen Möller, Zweckel, Scholven und Bergmannsglück bis zum 24.1. die Arbeit nieder. Die Bergwerksdirektion bewertete den Ausstand als peinliche Panne, weil die Gewerkschaften, vom Streik ebenso überrascht wie die Bergwerksdirektion, eben erst zum Durchhalten aufgerufen hatte. Ausgelöst wurden die Streiks durch die angekündigte Kürzung der Kartoffelration von fünf auf zwei bzw. drei Pfund für die beiden folgenden Wochen. Dies bedeutete für die Bergleute, dass sie zusammen mit ihrer Schwerstarbeiterzulage nicht 10 Pfund, sondern nur noch sieben und eine Woche später acht Pfund Kartoffeln erhielten. Ein zweiter Grund für den Ausstand lag in der Zuteilung der Brotzulagen, von denen der größte Teil der Übertagearbeiter mit Ausnahme der Kokeleiarbeiter, der Schmiede und der Fördermaschinenisten in Wechselschicht, ausgeschlossen war. Einen dritten Anlass zum Streik boten umfassende Lohnzugeständnisse der Belegschaften aus dem Herbst 1916, die unter den gegebenen Umständen nicht länger akzeptiert werden konnten.⁶⁸

Die Bergleute der Schachtanlage Bergmannsglück wählten daher eine besondere Belegschaftskommission, die selbstbewusst 10 Forderungen „zur Wiederaufnahme der Arbeit“ formulierte und diese als „Mitteilung an den Oberbürgermeister“ schickte:

„Forderungen der Belegschaftsmitglieder über und unter Tage zur Wiederaufnahme der Arbeit!

- 1. Ein Mindestgedingelohn für Hauer von 10 Mark und darüber steigend!*
- 2. Ein Mindestschichtlohn von 8,50 Mark für Verbauer!*
- 3. Ein Mindestschichtlohn von 8,70 bis 9 Mark für Förderaufseher, Schießmeister und Wetterkontrolleur!*
- 4. Pferdejunge, Bremser, Schlepper, Abnehmer, Aufschieber einen Lohnzusatz von 25%!*
- 5. Ebenso für alle Übertagearbeiter, Ziegeleiarbeiter, Tagelöhner, Schlosser, Schreiner, Schmiede usw. einen Lohnzusatz von 25-30%!*
- 6. Der sechste und siebte Brotzusatzschein für alle Arbeiter über und unter Tage!*
- 7. Der Wucherpreis für Lebensmittel soll und muss sobald wie möglich beseitigt werden!*
- 8. Mehr billigere Lebensmittel für alle Arbeiter und eine bessere gerechte Verteilung!*
- 9. Bessere Behandlung der Arbeiter von Seiten der Herren Fahrsteiger und Reviersteiger!*
- 10. Dieses soll groß und fest gedruckt zum Aushang kommen, so dass jedem Arbeiter leicht ersichtlich ist.*

Den 23.1.1917

Ich möchte den Herrn Oberbürgermeister nochmals ersuchen, die Wucherpreise bitte zu beseitigen, dass das Volk nicht mehr in eine solche Unruhe und Aufruhr kommt.

⁶⁸ Hartewig, Karin: Jahrzehnt, S. 222.

*Gezeichnet: Max Mohrbach, Mitglied der Freien Gewerkschaft und Belegschaftskommission.*⁶⁹

Die deutsche Kriegswirtschaftspolitik beinhaltete vier grundlegende Ziele, das Herstellen von ausreichend Kriegsmaterial und vor allem die Sicherung der Rohstoffversorgung, die Aufteilung von Arbeitskräften und Soldaten zwischen Armee und Wirtschaft, das Erhalten des sozialen Friedens und das Sicherstellen der Nahrungsmittelversorgung trotz der von den Alliierten verhängten Wirtschaftsblockade. Keines dieser Probleme konnte von den verschiedenen staatlichen Eingriffsmaßnahmen gelöst werden.

Ab Sommer 1917 wurden kaum noch wirtschaftspolitische Maßnahmen ergriffen. Zwar wurden verschiedene Programme und Neuregelungen erwogen, letztlich aber nicht umgesetzt. Zum Kriegsende vereinigte sich die Vielzahl und Bandbreite der Einzelprobleme zu einer umfassenden Krise, die alle Bereiche von Militär, Politik, Gesellschaft und Wirtschaft betraf. An die Stelle weitreichender Konzepte trat das Lösen unmittelbarer Notlagen. In der zweiten Jahreshälfte 1917 brach die Ernährungsversorgung vollkommen zusammen. Der Schleichhandel übernahm die dominierende Rolle und hebelte die staatlichen Kontrollen aus. Nachdem lange Zeit Streiks und Unruhen von Forderungen nach einer ausreichenden Lebensmittelversorgung und einer Anhebung der Löhne beherrscht wurden, traten nun vermehrt Forderungen nach politischen Reformen hinzu. Ihren Höhepunkt erreichten sie in riesigen Streiks Ende Januar 1918. Das Militär brach durch hartes Eingreifen die Streiks bis Ende Februar. Ab März 1918 trat Ruhe an der Streikfront ein, obwohl die Versorgung der Bevölkerung durch eine erneute Herabsetzung der Brotationen im April 1918 sich weiter verschlechtert hatte. Inzwischen mangelte es auch zunehmend an Kleidung und Wohnraum. Der Zustand permanenter Unterversorgung hielt bis zum Kriegsende an. Die Symptome von Unterversorgung äußerten sich in überdurchschnittlichen Gewichtsverlusten. Seit 1917 traten verstärkt Hungerkrankheiten auf. Trotz der schlechten Lage kam es nicht mehr zu neuen Streiks, die Menschen hatten resigniert und hofften auf eine militärische Entscheidung und ein baldiges Ende des Krieges.⁷⁰

„Nach vier Jahren physischer und psychischer Überforderung und völliger Erschöpfung stand nur noch der eine Wunsch nach Frieden.“⁷¹

⁶⁹ Magistrat von Buer an Reg.Präs. in Münster am 30.1.1917, zit. n.: Hartewig, Karin: Jahrzehnt, S. 222-223.

⁷⁰ http://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche_Wirtschaftsgeschichte_im_Ersten_Weltkrieg (Zugriff vom 27.4.2012)

⁷¹ Roerkohl: Heimatfront, S. 323.

Schlussbemerkungen

Die Stadt Gelsenkirchen war mit der Nahrungsmittelversorgung mit der Verwaltung eines Mangels beauftragt, welchen sie aus eigener Kraft nicht beheben konnte. Dieser war vielmehr in der Kriegsernährungswirtschaft verankert, die richtigerweise die Bezeichnung „Mangelwirtschaft“ hätte tragen müssen.

Alle mit der staatlich organisierten Lebensmittelversorgung zusammenhängenden Probleme traten in Gelsenkirchen gravierender und umfassender auf, als in weniger industriell geprägten Städten und Regionen. Die hohe Einwohnerzahl Gelsenkirchens stellte vergleichsweise höhere Ansprüche an die Verwaltung, da größere Mengen zu beschaffen und an eine größere Masse zu verteilen waren. Auch die Zusammensetzung der Bevölkerung Gelsenkirchens stellte aufgrund des hohen Arbeiteranteils die höchsten Anforderungen an die Stadt. Die große Zahl der Schwerstarbeiter in der Eisen- und Stahlindustrie und im Bergbau machte die Beschaffung verhältnismäßig größerer Mengen von Nahrungsmitteln erforderlich.

Der Charakter als Industriestadt und die zentrale Lage mitten im Ruhrgebiet machte Gelsenkirchen völlig abhängig von Zufuhren von außerhalb, insbesondere von Lieferungen aus den Ostprovinzen. Die zu verteilenden Lebensmittelmengen waren staatlich festgelegt und die Stadt abhängig von den Lebensmittelzuteilungen der zuständigen Reichsstellen. Eine wirkungsvolle Preispolitik war für die Stadt nicht möglich, da die Kompetenzen der lokalen Preisprüfungsstelle stark begrenzt waren, nicht zuletzt wegen fehlender polizeilicher Befugnisse. Daher war es Gelsenkirchen nicht möglich, eine eigenständige, auf die Bedürfnisse der Einwohner ausgerichtete Versorgungsplanung zu entwickeln. Der Stadt verblieb es, die Verteilung im Rahmen der ihr verbleibenden, eng begrenzten Rahmenbedingungen gut zu organisieren und zu kontrollieren.

In der Realität bestand die eigentliche Leistung der Stadt aber darin, den Mangel zu verwalten und mit eigenen Bemühungen soweit zu mildern, dass die Lebensmittelverteilung an die Bürger im Rahmen des Möglichen fortlaufend aufrechterhalten werden konnte. Eine Herkulesaufgabe, die Gelsenkirchen leider immer weniger erfüllen konnte, wie Oberbürgermeister Machens in der Stadtverordnetenversammlung vom März 1917 resignierend feststellen musste: „Wir müssen uns klar machen, dass zum regelmäßigen Sattessen unsere Verhältnisse nicht langen.“⁷²

Gelsenkirchen war aber im Gegensatz zu anderen Städten und Regionen in doppelter Hinsicht benachteiligt worden. Dies wird bis heute nur deshalb meist übersehen, weil die Folgen und Zerstörungen des Ersten Weltkriegs weniger sichtbar und auffällig waren als nach

⁷² Ohne Angabe, zit. n.: Hering, Hartmut: Geschichte, S. 149.

dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Gelsenkirchen bezahlte den Ersten Weltkrieg nicht nur wie alle anderen Städte im Ruhrgebiet mit beispiellosen Entbehrungen, über 7.500 Kriegstoten (Gelsenkirchen, Horst und Buer) und einer mehrjährigen, von Not beherrschten Nachkriegszeit. Die doppelte Benachteiligung lässt sich so verdeutlichen: Während der Zweite Weltkrieg Bestehendes zerstörte, verhinderte der Erste Weltkrieg, dass Neues in der gerade im Aufbau befindlichen Großstadt Gelsenkirchen gebaut werden konnte und der gerade begonnene Versuch, die vorhandenen jahrzehntelangen Benachteiligungen der Bevölkerung gegenüber anderen Städten auszugleichen, gestoppt wurde.⁷³ Viele der vor dem Ersten Weltkrieg geplanten Vorhaben, wie zum Beispiel der vorgesehene Theaterneubau, konnten erst Jahrzehnte später zum Ende der 50er Jahre und zu Beginn der 60er Jahre realisiert werden.

⁷³ Hering, Hartmut: Geschichte, S. 148.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Archivarische Quellen:

Institut für Stadtgeschichte Gelsenkirchen

Hinweis: Das Institut für Stadtgeschichte Gelsenkirchen hat im Sommer 1913 damit begonnen, die Archivierung auf ein neues Ordnungssystem umzustellen. Die von mir verwendeten Quellen tragen alle noch die Findungsbezeichnungen nach dem bisher verwendeten Ordnungssystem.

StA Ge, Monatsbericht vom 19.2.1917, GXVIII 9/38

StA Ge, Monatsbericht vom 20.4.1917, GXVIII 9/38

StA Ge, Schreiben des Polizeipräsidenten vom 21.4.1917, GXVIII 9/32

StA Ge, Fotos und Plakate, Altsignaturen XVIII,9; XXI,7; XVIII,9.1

Gedruckte Quellen und Literatur

Chickering, Roger: Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, München 2. Auflage 2005.

Chickering, Roger: Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und Städtischer Alltag 1914-1918, Paderborn 2009.

Flemming, Jens/Saul, Klaus/Witt, Peter-Christian (Hrsg.): Lebenswelten im Ausnahmezustand. Die Deutschen, der Alltag und der Krieg 1914-1918, Frankfurt am Main 2011.

Gelsenkirchener Zeitung 1914-1918.

Große-Boymann, Paul: Gelsenkirchen: Die Stadt und ihre Lebensgesetze. Die Geschichte Groß-Gelsenkirchens seit der Industrialisierung, Gladbeck 1939.

Hartewig, Karin: Das unberechenbare Jahrzehnt. Bergarbeiter und ihre Familien im Ruhrgebiet 1914-1924, München 1993.

Hering, Hartmut/Klaus, Michael (Hg.): Das ist unsere Geschichte. Gelsenkirchener Lesebuch, Oberhausen 3. Auflage 1987.

Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd/Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2009.

Hoffmann, F.: Bergbau und Industrie Gelsenkirchens, in: Wedelstaedt, Carl u.a. (Hrsg.): Die Stadt Gelsenkirchen, Berlin 1927.

Kleindienst, Jürgen (Hg): Zwischen Kaiser und Hitler. Kindheit in Deutschland 1914-1933, Berlin 2006.

Nettersheim, Richard: in Kleindienst, Jürgen (Hg): Stöckchen-Hiebe. Kindheit in Deutschland 1914-1933. 52 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen, Band 3, überarbeitete Auflage Berlin 2004.

Martin, Ida in: Hering, Hartmut/Klaus, Michael (Hg.): Das ist unsere Geschichte. Gelsenkirchener Lesebuch, Oberhausen 3. Auflage 1987.

Nicolai, B.: Zur Lebensmittelversorgung in Flensburg 1914-1918. Zur Mangelwirtschaft während des Ersten Weltkriegs, Flensburg 1988.

Rawe, Kai: „.... wir werden sie zur Arbeit bringen!“ Ausländerbeschäftigung und Zwangsarbeit im Ruhrkohlenbergbau während des Ersten Weltkriegs, Essen 2005.

Roerkohl, Anne: Hungerblockade und Heimatfront. Die kommunale Lebensmittelversorgung in Westfalen während des Ersten Weltkriegs, Stuttgart 1991.

Skalweit, August: Die Nahrungsmittelwirtschaft großer Städte im Kriege. Kommunale Ernährungspolitik, Berlin 1917.

Statistisches Amt der Stadt Gelsenkirchen (Hg): Bericht über die Verwaltung der Stadt Gelsenkirchen in der Zeit vom 1. April 1903 bis 21. März 1920, Gelsenkirchen 1921.

Statistisches Amt der Stadt Gelsenkirchen (Hg): Statistisches Handbuch der Stadt Gelsenkirchen 1903-1927, Gelsenkirchen 1928.

Wedelstaedt, Carl von: in: Heimatbund Gelsenkirchen (Hg): Gelsenkirchen in alter und neuer Zeit. Ein Heimatbuch, Gelsenkirchen 1950.